

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 13 (1923)
Heft: 13

Artikel: Eine Seele [Fortsetzung]
Autor: Waldstetter, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636809>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 13 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 31. März 1923

Legende.

Von Detlev von Liliencron.

Als der Herr in Gethsemane
Auf Knien lag im schwersten Weh,
Als er sich erhob, um nach den Jüngern zu schauen,
Ließ er die Tränen niedertauen:
Er fand sie schlafend, und mit den Genossen
Hatte selbst Petrus die Augen geschlossen.
Zum zweitenmal sucht er die Seinen dann,
Die liegen noch immer in Traumes Bann.
Und zum dritten, allein im Schmerz,
Zeigt er Gott das kämpfende Herz.

Die heilige Stirne wird ihm feucht und naß,
„Mein Vater, ist es möglich, daß . . .“
Und sieh, durch ein Gartenmauerloch
Schlüpft ein zottig Hündchen und kroch
Dem Heiland zu Füßen, und schmiegt sich ihm an,
Als ob es ihm helfen will und kann.
Und der Herr hat mild lächelnd den Trost gespürt,
Und er nimmt es und drängt's an die Brust gerührt,
Und muß es mit seiner Liebe umfassen,
Die Menschen hatten ihn verlassen.

Eine Seele.

Roman von Ruth Waldstetter.

13

Charlotte nickte zerstreut.

„Und zwischen uns kann's ja auch nicht sein wie früher. Weißt du, wie es mir vorkommt, wenn ich mit Paul spreche? So, als ob immer neben ihm ein Kopf erschiene, der spöttisch lacht und seine starken Zähne zeigt. Wenn wir in unserer Einsamkeit draußen beisammensitzen, so ist es mir oft, als wären wir meilenweit voneinander weg. Paul spricht von den neuesten Forschungen, von den Patienten und Siegfrieds Ansichten, und seine Fachausdrücke sumsen mir so um den Kopf herum; was ich selber denke, das weiß ich nicht mal. Da draußen vegetiert man so; nachts schläft man, und am Tage träumt man.“

Charlotte lachte. „Warte nur, das wird sich noch einmal gründlich ändern, besonders wenn ihr nach und nach mehr Verkehr habt.“

„Aber wen sehen wir denn?“

„Nun, zum Beispiel Herrn Stephan, wie du sagtest.“

„Den schätzt Siegfried wiederum nicht, siehst du. Der ist für Paul bloß ein notwendiges Uebel.“

„Was kann denn Stein gegen ihn haben?“

„Ach, nichts Besonderes. Aber wenn Siegfried Gelegenheit hat, eine Geschichte zu erzählen, in der alle Beteiligten lächerlich erscheinen, so tut er es doch. Paul hörte bloß, daß Vater Stein in Verlegenheit sei, weil er Stephan mehr Stunden in der Musikschule in Aussicht stellte und

der ihm sozusagen zum Dank ein wunderbares Feuilleton geschrieben hat über einen „Gang durch die Kuranstalt Waldheim“, und nun wollen die anderen Kommissionsherren nicht, wie Stein will, sondern es soll Stephan auf den Winter gekündet werden, weil er als Lehrer nichts taue.“

„Es ist eben vermutlich bloß ein Rotberuf für ihn,“ sagte Charlotte.

Jetzt trat Frau Hoch in den Garten, und die Unterhaltung wandte sich andern Dingen zu. Hilde verabschiedete sich früh, denn sie wollte vor dem Abendbrot noch eine sorgfältige Toilette machen.

Als Stephan in der Assistentenwohnung im „Sonnenbühl“ ankam, die nur durch eine schwere Tür von der Anstalt abgeschlossen war, empfand er lebhaft den Gegensatz, der zwischen der trostlosen Kahlheit der Anstaltsgebäude und dem Heim bestand, in das er eintrat. Schon im Korridor empfing ihn ein feiner Duft, der in ihm die Erinnerung an elegante Gemächer weckte. Im hellerleuchteten Wohnzimmer blühten frische Blumen auf den Tischen, schöne Teppiche und Vorhänge gaben dem Raume ein zugleich trauliches und vornehmes Aussehen. Der angenehme Duft durchdrang fast unmerklich auch dieses Zimmer, und als nun die Hausherrin eintrat, schien es, als ströme er von ihr selber über ihre Umgebung aus. Sie trug ein einfaches blaues Kleid, das ihre schöne Haut und das goldene

Saar herausschob und sich in weichen Falten ihren Bewegungen anpaßte.

Der Doktor war noch nicht von seinem Abendrondgang zurückgekehrt, und Hilde sagte: „Sie werden sich an Unpünktlichkeiten gewöhnen müssen, wenn Sie öfters zu uns kommen. Sobald mein Mann auf seine Praxis losgelassen ist, existiert für ihn keine Zeit und Stunde mehr.“

„Das verschafft mir das Vergnügen einer Unterhaltung mit Ihnen,“ antwortete Stephan, indem er Hilde gerade ins Gesicht sah. Er beobachtete in diesem Augenblick eine kaum merkbare Unruhe in ihrem Wesen, und er fuhr fort, indem seine Züge einen naiven und zutraulichen Ausdruck annahm: „Gnädige Frau, was machen Sie eigentlich hier draußen den ganzen Tag?“

„Wenn ich Ihnen das aufzählen müßte!“ sagte sie. „Ich habe meinen kleinen Jungen, meinen Haushalt.“

Stephan, der seine Augen nicht von dem Gesicht der jungen Frau abwandte, nickte und fuhr fort: „Ich kann mir Sie denken, ich sehe Sie vor mir: Sie gehen durch die Zimmer, Sie ordnen Ihre Blumen, stellen da und dort etwas zurecht, Ihr kleiner Junge trippelt hinterdrein, zieht Sie dann und wann am Rock — ja, nicht wahr, das tut er? — und er fragt Sie hunderterlei mit seiner Kinderstimme. Sie pflegen Unterhaltungen, die nur Sie beide verstehen, und inzwischen schaffen Ihre Hände diese Behaglichkeit, die das Verweilen hier so angenehm macht, dieses undefinierbare —“ Stephan hielt inne, und es war, als ob er mit den vibrierenden Nasenflügeln jenes Unbestimmten einsäße. Sein Gesicht hatte in diesem Augenblick den Ausdruck verhaltener Sehnsucht.

„Sie phantazieren viel zu schön,“ sagte Hilde.

„Die Wirklichkeit existiert doch nur in unserer Phantasie,“ antwortete er. „Was wäre eine schöne Frau ohne unsere Phantasie? Sie würde sich selber nicht mehr als schön empfinden. Erst unsere Huldigung macht sie zu dem, was sie ist. Unsere Phantasie ist der Schöpfer des Schönen.“ Stephan redete jetzt in einem Ton, dem er selber entzückt zu lauschen schien, und der wie etwas Drittes und Unpersönliches im Raume war.

Hilde sah auf ihre Hände und spielte mit den Ringen.

„Und das Schöne kann nur in einer gewissen Luft, einer gewissen Atmosphäre leben,“ fuhr Stephan fort. „Sie haben sich hier unbewußt eine Umgebung, eine Lebenssphäre geschaffen. Der Eintretende empfindet das sogleich. Der ganze Raum scheint etwas zu erwarten, scheint etwas umhüllen zu wollen. Und dann der Kontrast nach außen! Wie muß eine fein empfindende Frau jene tiefste Trostlosigkeit dort drüben berühren! Ein Mann gewöhnt sich daran, bei ihm ist nicht immer wieder der Instinkt da, der sich empört; aber eine Frau —“

Hilde nickte, und Stephan schloß: „Eine Frau lehnt sich immer gegen die Häßlichkeiten des Lebens auf.“ Er stützte jetzt den Kopf in die Hand und sagte nach einer kleinen Pause: „Ich habe — ich kann Ihnen das schon sagen, gnädige Frau — ich habe manche Frau gekannt, ich liebe die Frau an sich, im allgemeinen, vielleicht empfinde ich selbst etwas weiblich — und ich habe immer gefunden, daß sie eigentlich in einer tiefen Isolierung lebt, weil eben dieses Instinkthafte vom Manne im großen und ganzen

nicht verstanden wird. Schon ihre Sprache, die aus dem Unbewußten kommt, kann er nicht verstehen, denn er geht seiner abstrakten Gedankenlogik nach. Ich persönlich habe mich immer besser mit Frauen unterhalten als mit Männern; sie sind ja so sprühend, so genial, sobald sie einen Freund in uns fühlen! Der Mann bleibt immer kalt und nüchtern.“

„Sie beurteilen die Frauen sehr ungewöhnlich,“ sagte Hilde. „Sie sollten einmal ein paar Psychiater über sie reden hören!“

„Wissenschaftlich, nicht wahr?“ sagte Stephan leise und begierig, „ach ja, wissenschaftlich! Ich rede einfach aus persönlichem Erleben.“ Da Hilde schwieg, fuhr er fort und sagte in einem gedämpften Ton, der sie nötigte, noch aufmerksamer nach ihm hinzuhören: „Ich habe vielleicht besonders günstige Erfahrungen gemacht. Meine Verehrung für die Frau hat auch ihr Güte und Wärme entlockt. Aber ich muß sagen, für mich sind alle Erinnerungen gleich schön und gleich lieb, glückliche und traurige; jetzt in meiner Einsamkeit an einem fremden Ort, wo sich niemand um mich kümmert und ich mich um niemanden kümmere, lebe ich tagelang mit meinen Erinnerungen, und das genügt mir.“

„Nun, da würden Sie gut hierher passen,“ bemerkte Hilde lächelnd. „Hier kann man so was brauchen zum Träumen.“

Stephans Miene drückte plötzlich gespannte Aufmerksamkeit aus. „Einer Frau wie Sie kann es an einem Schatz erinnerenswürdiger Erlebnisse jedenfalls nicht fehlen,“ sagte er leise, doch im Tone tiefer Bewunderung.

„Sie ziehen kühne Schlüsse, Herr Stephan,“ antwortete sie scherzhaft und bemüht, den muntern gesellschaftlichen Ton nicht zu verlieren.

„Nein, aber im Ernst, — finden Sie nicht, daß eine Herabwürdigung der Frau darin liegt, daß ihr Wert in ihrer — Unerfahrenheit bestehen soll? Muß sich nicht jede reife, intelligente Frau dagegen empören?“

Hilde streifte ihn mit ihrem verschleierten Blick, der fast ausdruckslos war und ihm keine Antwort gab. Doch Stephan wechselte jetzt plötzlich den Ton und sagte mit fast kindlicher Müntekeit: „Aber nicht wahr, ich bin ein recht närrischer Kerl, wie ich so dasitze und Ihnen weiß Gott was vorschwazze! Sie denken gewiß, ich sei ein unausgeglichener Langweiler und Philosoph!“

„Aber durchaus nicht,“ sagte Hilde leichtthin, „doch Sie sind jedenfalls gewohnt, sich mit sich selber zu unterhalten und lieben es, Ihre eigenen Gedanken zu verfolgen.“

„Ach, gnädige Frau,“ meinte er achselzuckend, „man findet sich ab mit dem, was das Leben uns bietet, und richtet sich danach ein. Aber ich bin schließlich, wie jeder Mensch, auf Austausch gestimmt. Mir wäre nichts lieber, als zum Beispiel dann und wann an einem stillen Nachmittage den Weg unter die Füße zu nehmen und hierher zu kommen, mit Ihnen zu plaudern, von diesem und jenem, oder auch zu schweigen — das Schweigen zu Zweien ist ja das Schönste — und Ihnen zuzusehen, wie Ihre Hände arbeiten, wie Sie hin und her gehen, das ist so die Geselligkeit, die mir Freude macht.“

„Das wäre sehr nett von Ihnen. Aber ich fürchte, Sie würden von dieser Unterhaltung recht bald genug haben.“

Stephan schüttelte den Kopf und erwiderte in dem gedämpften und gefühlvollen Ton, in dem er zu Anfang gesprochen hatte: „Eine Frau und Mutter hat einem Manne immer etwas zu sagen.“

Hilde antwortete nicht, und er fuhr fort: „Aber befürchten Sie nichts, gnädige Frau, ich werde Sie mit meiner Gegenwart nicht belästigen. Sie haben hier einen großen Verwandten- und Bekanntenkreis, der Ihre Zeit und Gedanken in Anspruch nimmt, und ich bin ein Fremder, der mit nichts aufzuwarten hat als mit seiner ganz uninteressanten Duzendpersönlichkeit —“

„Das ist gar nicht so, wie Sie es sich denken,“ sagte Hilde einfach. „Meine Bekannten kommen sehr selten und ungern nach dem Sonnenbühl heraus, weil sie die Anstalt abschreckt. Meine Mutter besucht mich nie, ohne daß sie sich erst darüber beklagt, wie unangenehm die Ankunft hier sei und wie unmöglich der Eingang durch den allgemeinen Anstaltshof. Deshalb sehen wir sogar sehr wenig Menschen hier draußen; es ist eine wahre Seltenheit, wenn sich mal jemand zeigt.“

„Darf ich wirklich annehmen, daß ich Ihnen mit einem kurzen Besuch dann und wann nicht lästig falle? Ich glaube ja, Sie und ich hätten uns vielleicht über manches, was die Gedanken des einen oder andern beschäftigt, etwas zu sagen! Ich weiß es nicht; aber mir scheint, wir haben alle nicht ausgelernt, die Welt hat für uns noch Ueberraschungen, wir sind jung —“

In diesem Augenblick ging die Korridor tür. „Ich darf also —?“ fragte Stephan halb laut. Hilde war aufgestanden, um ihrem Manne entgegenzugehen und antwortete nicht.

Stephan hatte Männern gegenüber stets etwas Mißtrauisches, Gezwungenes und Unsicheres im Wesen, und er wurde das auch an diesem Abend nicht los. Röhr war so heiter, als es ihm sein Temperament erlaubte, und sichtlich befriedigt, einen Partner gefunden zu haben. Er gewann die Partie, da Stephan ohne Eifer spielte und immer wieder zwischen den Fingern der aufgestützten Hand hindurch zum Sofa blickte, wo Hilde mit ihrer Stiderei beschäftigt saß. Beim Abschied bat Röhr den Gast, ihm den Dienstag abend doch allwöchentlich für die Schachpartie frei zu halten, und Stephan versprach es.

Am folgenden Nachmittag wanderte Charlotte zur verabredeten Stunde nach Fabers Wohnung hinaus. Sie fühlte sich in diesen Tagen so frei und fröhlich wie schon jahre-



Kreuzigung Christi. Nach einem Gemälde von Ernst Hildebrand.

Golgatha.

Als dann der Himmel wieder stille ward,
nur eine Wolke noch im Krampfe zuckte,
nur noch ein Baum in Angst und Grauen bebte
und Wind in den verlassnen Häusern weinte,
die wie zerfallen, plötzlich alt geworden,

sich aneinander lehnten, ging ein Schein,
ein wunderbares Licht durch Nacht und Dunkel,
das war wie Blick aus Augen, die gebrochen
und weh geschlossen, dennoch liebend lebten.

Gertrud Bürgi.

lang nicht mehr. Es war ihr, als gingen jetzt wirklich Tore und Türen zur Zukunft auf. Sie fand Freunde, Helfer, die entweder ihre Pläne unterstützten oder sie dadurch glücklich machten, daß sie in ihr das Individuum und nicht das Gattungswesen ansprachen. Man hatte ihr bisher so oft im Gespräch durch Reden wie „Sie als Frau“ oder „Sie als Dame“ ihre Unbefangenheit geraubt, daß sie allmählich begreifen gelernt hatte, sie sei aus jenem Kreise von Bevorzugten ausgeschlossen, die sich zur Norm des Menschengeschlechtes gesetzt haben. Jetzt aber kam ihr wenigstens aus der Gesellschaft

der Männer eine freundliche Strömung entgegen, bereit, sie auf diese oder jene Weise eine Strecke weit mittreiben zu lassen. Und daß das Neue mit einem gewissen Ueberfluß an sie herantrat, in Gestalten von mancherlei Art, welche auf verschiedene Kräfte in ihr wirkten, das machte sie reich und innerlich belebt. Diese Gefühle drückten sich auch in ihrem Aeußeren aus; ihre Gesichtszüge waren noch beweglicher als sonst, und ihre Augen glänzten.

Professor Faber hauste seit einigen Jahren nicht mehr in der Amtswohnung seines Vaters, die mitten in der Stadt gelegen war, sondern hatte sich in einer alten, abgelegenen Gartenvilla zwei Zimmer gemietet. Es war hier alles ländlich und herrschaftlich altnodisch. Das mit graugrünen Schindeln verkleidete kleine Haus stand im Grünen; in der Mitte der Vorderseite rundete sich ein von Säulchen umgebener Vorplatz; dahinter ging's durch die dunkle, eichene Haustür in den kühlen Flur, der mit Fliesen belegt und mit kleinen, vergitterten Fenstern versehen war. Eine ausgetretene Steintreppe wand sich nach oben. Es roch immer etwas muffig in dem Hause; auch im Sommer war die Luft kühlfeucht. Faber wohnte im ersten Stockwerk in zwei Stuben mit hellen Dielen und breiten Fenstern. Die Wände des Studierzimmers waren ganz mit Bücherbrettern bedeckt. Nur ein schwarzer eiserner Ofen mit langen Rohren stand dazwischen in der Ecke. In einem Ledersessel, der an einen großen, mit Büchern hochbelegten Tisch gerückt war, arbeitete Faber. Ein grüner Teppich bedeckte den Boden. Zwischen den Fenstern tickte eine Stehuhr. Durch die Seitentür sah man in ein helles, sehr einfaches Schlafzimmer.

Als Charlotte eintrat, fühlte sie, daß die abgesonderte,

ausdrucksvolle Welt dieses Arbeitsraumes ungemein stark in der Einsamkeit des Ortes zum Beschauer sprach. Sie hatte den Eindruck, als müsse dieses Herausstellen eines geistigen Inhaltes in der gegensätzlichen harmlosen Ländlichkeit eine außerordentliche Rückwirkung auf den Besitzer ausüben und vielleicht in ungewöhnlichen Ursachen begründet sein. Sie empfand dies aber nur unbewußt, ohne daß es ihr zum Gedanken wurde, und erst später erinnerte sie sich dieses Eindruckes in einem bestimmten Zusammenhang.

(Fortsetzung folgt.)

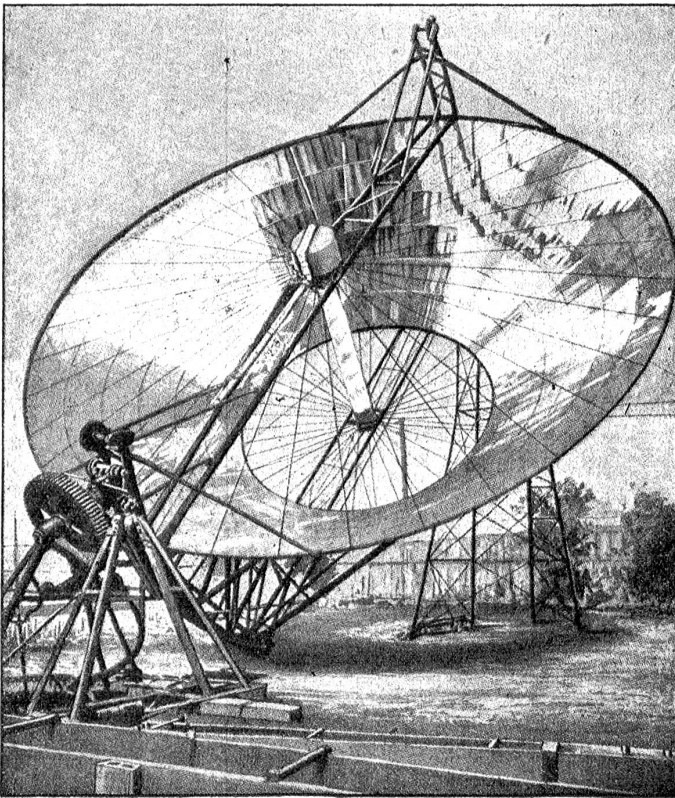
Sonnenkraftwerke.

Es gibt auf Erden keine Kraft, die nicht aus der Sonne stammt. Die heiße Urweltsonne ließ vor Millionen Jahren die Riesen-Farne und Schachtelhalme emporwachsen, die dann im Sumpf vermoderten und unter dem Druck der neuen Erdschichten zu Steinkohlen verwandelt wurden; heute also dem schwarzen Schacht entsteigt und, in Feuer- und Glut verwandelt, die Millionen Schwingräder der Arbeit sausen läßt, das ist die versteinerte und wieder zum Leben erweckte Sonnenkraft. Auch die Elektrizität kann letzten Endes als eine Erscheinungsform der Sonnenkraft gedeutet werden; denn zweifellos ohne Sonne keine Elektrizität.

Aus dieser Erkenntnis wuchs die Idee, die Sonne direkt als Kraftquelle zu benutzen. Vorbedingung zu ihrer Verwirklichung war die Erfindung des James Watt, die Dampfmaschine. Was lag näher als der Versuch, direkt mit Sonnenwärme einen Dampfkessel zu heizen? Man kann bekanntlich die Wärmekraft mehrerer Sonnenstrahlen im Brennpunkte eines Hohlspiegels sammeln; ein Hohlspiegel von etwas über 1 Meter Deffnung erzeugt in seinem Brennpunkt eine Hitze, in der man Eisen und Kupfer schmelzen kann. Ein anderes Problem ist das, wie man eine wirtschaftliche Sonnenkraftmaschine erbaut; mit der bloßen theoretischen Möglichkeit, eine solche zu erstellen, ist es eben nicht getan; die Sonnendampfmaschine muß in der Erstellung nicht so teuer zu stehen kommen, daß man mit dem aufgewendeten Gelde besser eine Dampfmaschine baut und betreibt; sie muß, mit einem Wort gesagt, konkurrenzfähig sein, um praktischen Wert zu erlangen.

Die ersten praktischen Versuche zur Erstellung von „Sonnenmotoren“, beruhend auf dem Hohlspiegel-Prinzip, unternahm der in Amerika lebende Schwede John Ericson, der berühmte Erfinder der Panzerschiffe. Zum Auffangen der Sonnenstrahlen benutzte er einen Hohlspiegel, der aus versilberten Glasplatten zusammengesetzt und auf einem Eisengerippe drehbar gelagert war, so daß er der Bewegung der Sonne leicht folgen konnte. In der Brennlinie dieses Spiegels wurde ein kleiner zylindrischer Dampfkessel aufgestellt, den eine ihn völlig einschließende Glashütte vor Wärmeverlusten schützte. Ericsons Anlagen erwiesen sich aber als zu kostspielig und wurden von ihrem Erfinder aufgegeben.

Eine Sonnenmaschine dieser älteren Art ist der 1902 erstellte und noch heute betriebene Sonnenmotor auf einer Straußenfarm bei Los Angeles (siehe Abbildung Seite 158). Zum Auffangen der Sonnenstrahlen dient ein mächtiger, tonisch geformter Schirm, der bei 10 Meter Durchmesser und 5 Meter Tiefe aus 1788 kleinen Planspiegeln zusammengesetzt ist. Er ruht auf einem Eisengerüst und wird samt dem in seiner Brennlinie angeordneten röhrenförmigen Dampfkessel durch ein Uhrwerk dauernd der Sonne nachgedreht. Diese Maschine liefert 15 Pferdekraft und treibt ein



Der Hohlspiegel des Sonnenmotors von Los Angeles (Kalifornien) von vorn, in der Axe der röhrenförmigen Dampfkessel.